

Heide

Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Dingdener Heide

Zeitreise in die Geschichte einer alten
Kulturlandschaft



Weshalb es im Grunde darum geht,
wie kultiviert wir sind:
Weil es immer um Kultur geht,
wenn es um die Natur geht,
weil der Mensch zugleich ein Teil
der Natur und Schöpfer der Kultur ist
und deshalb nie seiner Sache
sicher sein kann.

WENDELIN HAVERKAMP,
„Das Ding in der Heide“, 1998

Herausgeber
Nordrhein-Westfalen-Stiftung
Naturschutz, Heimat- und
Kulturpflege
Roßstr. 133
40476 Düsseldorf
e-mail: info@nrw-stiftung.de
www.nrw-stiftung.de

Texte
Dr. Ralf J. Günther (S. 6 - 28),
Dr. Wendelin Haverkamp
Mit Dank an Dr. Werner Frese,
Dr. Leopold Schütte,
Dr. Bernward Selter

Redaktion
Dr. Stefan Kisteneich

Konzept/Gestaltung
Designerin Brigitte Graul,
Münster

Illustration
Susanne Smajic', Münster

Fotos
Hans Glader,
Dr. Ralf J. Günther,
Brigitte Graul

Druck
Druck- und Medienhaus
RADEMANN, Lüdinghausen;
Papier: RecyMago

Düsseldorf, im Mai 2003
1. Auflage





Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Dingdener Heide

Zeitreise in die Geschichte einer alten Kulturlandschaft

Die Idee

Diese Broschüre nimmt Sie mit auf eine Reise - eine Reise in die Geschichte der Dingdener Heide, einer alten, bäuerlichen Kulturlandschaft zwischen Bocholt und Wesel. Sie werden staunen, wie oft sich das Gesicht dieser Landschaft im Lauf der Jahrhunderte gewandelt hat, wie Wald zu Heide, Heide wieder zu Wald oder Wiesen zu Ackerland wurden. Sie werden sehen, welche Rolle der Mensch dabei gespielt hat und wie es denn so war, das Leben auf dem Lande in der „guten alten Zeit“.

Um die wichtigsten Epochen der Landschaftsgeschichte der letzten 650 Jahre wieder lebendig werden zu lassen, sollen Landschaftsbild und Landnutzung in Teilbereichen der Dingdener Heide so anschaulich rekonstruiert werden, dass man meinen könnte, die Zeit wäre hier vor 50, 200 oder 600 Jahren stehen geblieben.

Wenn alles einmal fertig ist, was sicher noch viele Jahre dauern wird, können Sie sozusagen durch ein „Zeitfenster“ in die Geschichte der Landschaft hineinsehen. Oder anders gesagt: Bei einem Rundgang durch die Dingdener Heide werden Sie dann wie bei einer „Zeitreise“ erleben, wie es hier zum Beispiel im Spätmittelalter, in der frühen Neuzeit oder vor dem Ersten Weltkrieg ausgesehen hat, was ein Hudewald war und wie die Heide entstanden ist. Sie werden natürlich auch erfahren, wie und wovon die Menschen hier gelebt haben, welchen Zwängen und Nöten sie ausgesetzt waren, wie sie mit Natur und Landschaft umgegangen sind.



Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Nachhaltig nachdenken!

Mit Dr.K. und Dr.H.

Sagen Sie mal, Herr Dr.K.!

Das klingt alles kompliziert und trocken: „Geschichte einer Kulturlandschaft“.

Da hätten wir früher sofort mit dem Atlas nach unserem Lehrer geworfen.

Seit wann, Herr Dr.K.?

Verstehe. Aber um mal aufs Thema zu kommen: Wo Dingden liegt, kann man ja nachgucken.

Danke. Und dass der Name „Dingden“ von „thing“ kommt, hab ich auch verstanden.

Mittelalterlich? Ich finde, Rechtsprechung klingt auch heute noch danach.

Mitnichten, Dr.K.: „Gemeinheit“ war ein „gemeinschaftlich“ genutztes Gebiet!

Steht alles in der Broschüre. Auf der später Kiefern angepflanzt wurden – für Grubenholz. Warum gerade Kiefern?

Aha! Das sagt meine schöne junge Frau auch oft, wenn sie mich nachts weckt: Ich würde so laut mit dem Kiefer knacken.

Was darf es sein, Herr Dr.H.?

Wie meinen, Herr Dr.H.?

Gut, dass die Zeiten vorbei sind.

Seit die Eltern für Schulbücher in der Regel selber zahlen müssen.

Im Atlas, Herr Dr.H..

Genau. Aus der mittelalterlichen Rechtsprechung: „Hölzernes Recht“ wurde damals gesprochen.

Das war jetzt aber eine Gemeinheit gegen die Juristen, Dr.H.!

Leider verwandelte sich diese Waldmark aber durch Raubbau in sandige Heide.

Als eine Art Frühwarnsystem: Weil Kiefern balken schon Stunden, bevor sie brechen, laut zu knacken beginnen.

O-oh! Und was machen Sie dann?

Pate der NRW-Stiftung für die Dingdener Heide ist der Kabarettist Wendelin Haverkamp, sein Gesprächspartner der Biologe Stefan Kisteneich



Dann lese ich ein bisschen – was Leichtes.

Mir schwant was, Herr Dr.K.!

Ich widerrufe: Trocken ist sie wirklich nicht. Aber vielleicht ein bisschen kompliziert?

Na gut: Was ist bei einer Landschaft, die sich so oft geändert hat, „natürlich“ und was ist künstlich verändert, also „kultiviert“?

Sie meinen: Indem er lebt, isst und trinkt und arbeitet, verändert der Mensch die Natur?

Zur menschlichen „Natur“ gehört also auch alles, was er tut und denkt?

Dann reicht es auch nicht, einfach nur von Naturschutz zu sprechen?

Ziel ist also nachhaltiges Nachdenken über unser Leben in „Natur“ und „Kultur“, und wie wir es klugerweise gestalten sollten.

Vor allem die Einsicht, dass wir immer wieder Fehler machen werden.

Das sich gut erreichen und bequem durchwandern lässt: An der „Dingdener Heide“!

Na, das wird Arbeit.

Verstehe. Und wer ist das, Herr Dr.K.?

Was Sie nicht sagen. Dann aber mal los, Broschüren verteilen!

Ich hätte da einen schönen Lesetipp für Sie.

Diese Broschüre ist pflegeleicht, spannend und man kann sogar was lernen.

Wenn man helfen kann?

Falsche Frage, Euer Ehren. Das klingt ja so, als ob der Mensch nicht zur Natur gehört. Dabei ist er ein Teil von ihr.

Und erschafft seine Kultur – er kann gar nicht anders.

Die Kultur des Menschen umfasst die Natur und stammt zugleich aus ihr.

Nein, bei diesem Projekt müssen viele zusammenarbeiten: Biologen, Historiker, Naturschützer und Philosophen.

Aus den Fehlern, die unsere Vorfahren dabei gemacht haben, können wir lernen.

Das alles können wir an einem unspektakulären Beispiel begreifen, das ebenso attraktiv wie anschaulich ist.

Alle Bürger, ob jung oder alt, sind eingeladen teilzunehmen. Pädagogen, mal herhören!

Genau, und deshalb haben wir ja einen Paten.

Na Sie, Herr Dr.H.!

Das muss man einfach gelesen haben.



Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Den Boden unter den Füßen gewinnen ...

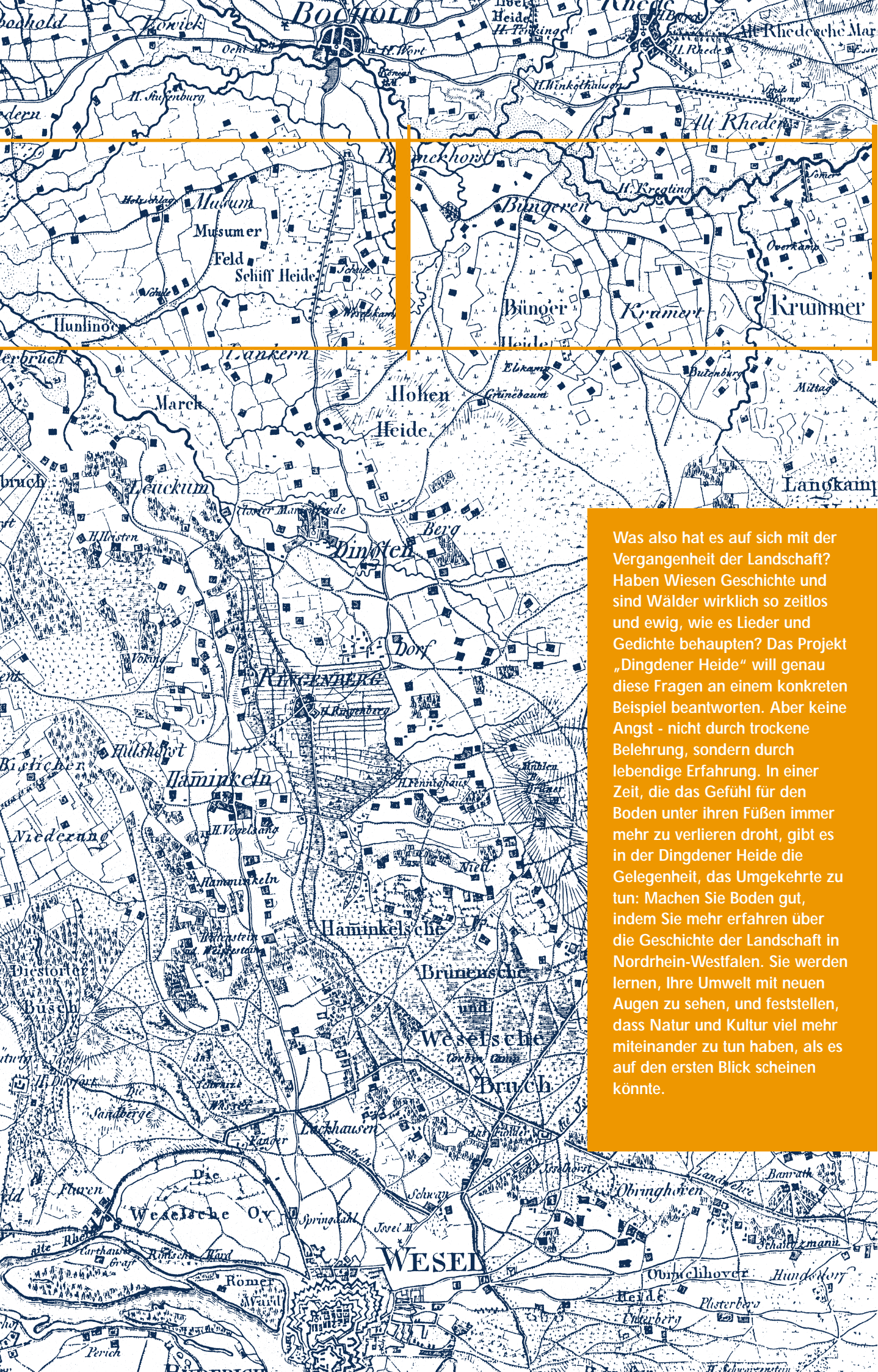
„Wie mag es hier früher ausgesehen haben?“

Kein Zweifel - die Welt sieht nicht mehr aus wie „früher“. Wir jagen benzingetrieben über kahle Asphaltpisten, bezahlen bargeldlos mit Chipkarten und stellen per Mausclick die Verbindung zwischen Kontinenten her. Eine rasante technische Entwicklung hat unser Leben innerhalb weniger Jahrzehnte stärker verändert, als viele Jahrhunderte zuvor es vermocht haben. Dennoch - irgendwann parkt auch der größte Technikfan einmal das Auto, stellt das Handy ab und vertraut sich seinen Füßen an, um in der Unaufgeregtheit von Wäldern und Wiesen all den flackernden, piepsenden, tempoversessenen Plagegeistern unseres Alltags ein paar Stunden zu entrinnen.

Natur ist nicht modern und das ist einer ihrer Vorzüge. Je weniger Beton und Technik die Idylle stören, desto mehr kann man sich in dem Gefühl wiegen, dass Bäume, Sträucher und Kräuter heute genauso grünen und blühen wie eh und je. Gedanken an Schadstoffe, Agrarchemie oder gar Gentechnik verdrängen wir dabei gern, denn die meisten von uns teilen das Bedürfnis nach einer

möglichst ursprünglichen, unverfälschten Natur. Aber was heißt eigentlich „unverfälscht“? Haben Sie, liebe Leser, eine Vorstellung davon, wie das lauschige Plätzchen, auf dem Sie neulich im Schatten eines Baumes gerastet haben, vor dreihundert Jahren ausgesehen haben könnte? War die Natur damals wild und wuchernd? Oder eher öde und karg? Gab es überhaupt große Unterschiede zur Gegenwart? Und wenn nicht - wie weit müsste man zurückgehen, um wahre „Ursprünglichkeit“ erleben zu können?

Die Vergangenheit unserer Landschaften ist kein allzu geläufiges Thema. Wenige werden sich ein Urteil darüber zutrauen, inwieweit Landschaftsbilder typisch nicht nur für eine Gegend, sondern auch für eine *Zeit* sein können. Bei einem Historienfilm verlangen wir, dass Kostüme und Bauten stimmen. Über Zuschauer, die einen historisch unkorrekten Mischwald bemängelt hätten, ist hingegen nichts bekannt. Solange der Degenheld eine glaubwürdige Montur trägt und nicht gerade ein Funkgerät benutzt, darf er im Auftrag seines TV-Monarchen ruhig durch ein Gelände reiten, das verdächtig dem nächstbesten Stadtwald gleicht. Doch sollten wir daraus vielleicht besser nicht folgern, authentische historische Landschaften seien nichts weiter als x-beliebige Feld-, Wald- und Wiesenszenen - abzüglich aller Überlandleitungen, Sendemasten und Asphaltstraßen.



Was also hat es auf sich mit der Vergangenheit der Landschaft? Haben Wiesen Geschichte und sind Wälder wirklich so zeitlos und ewig, wie es Lieder und Gedichte behaupten? Das Projekt „Dingdener Heide“ will genau diese Fragen an einem konkreten Beispiel beantworten. Aber keine Angst - nicht durch trockene Belehrung, sondern durch lebendige Erfahrung. In einer Zeit, die das Gefühl für den Boden unter ihren Füßen immer mehr zu verlieren droht, gibt es in der Dingdener Heide die Gelegenheit, das Umgekehrte zu tun: Machen Sie Boden gut, indem Sie mehr erfahren über die Geschichte der Landschaft in Nordrhein-Westfalen. Sie werden lernen, Ihre Umwelt mit neuen Augen zu sehen, und feststellen, dass Natur und Kultur viel mehr miteinander zu tun haben, als es auf den ersten Blick scheinen könnte.



Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Kulturbelassen ...

Das Wort „naturbelassen“ geht uns leicht über die Lippen. Wir kennen „naturbelassenen“ Frühstückshonig ebenso wie „naturbelassene“ Urlaubsparadiесе. Reiseprospekte werben für Erholung in „unberührter Natur“. Große Gebiete unseres Landes sind als „Naturparks“ ausgewiesen, obwohl Straßen hindurchführen und Industriebetriebe darin liegen.

Unsere Umwelt ist keine Schau-landschaft. Sie soll uns ernähren, Rohstoffe liefern, Raum für Arbeit, Verkehr und Freizeit bieten. Eigentlich kein Wunder, dass die Natur sich über all diesen Ansprüchen klein gemacht hat. Nur auf wenigen, manchmal winzigen Flächen lassen wir sie noch in Ruhe, geben ihr die Gelegenheit sich zu entwickeln, wie es ihr „gemäß“ ist. So bedauerlich das sein mag, man sollte darüber nicht vergessen, dass auch eine Nutzlandschaft reizvoll und „ökologisch wertvoll“ sein kann. Ein Wirtschaftswald liefert eben nicht nur Holz, sondern bietet auch Lebensraum für viele Pflanzen und Tiere. Eine bäuerliche Landschaft, die nicht nur aus maschinengerechten Großäckern besteht, sondern mit Hecken,

Büschen, Tümpeln und Bachläufen reichhaltig strukturiert ist, dient der Nahrungsmittel-erzeugung **und** erfreut zugleich unser Auge. Solche Landschaften erscheinen schützenswert, obwohl sie keineswegs „naturbelassen“ sind.

Landschaften, deren Charakter durch menschliches Wirtschaften geprägt wurde, heißen „Kulturlandschaften“. Beim Begriff Kultur denkt man heute unwillkürlich zuerst an Kunst, Literatur und das von Kürzungen im „Kulturetat“ bedrohte Stadttheater. Aber eigentlich meinte der lateinische Begriff „cultura“ einmal so viel wie „Bebauung“ und „Pflege“, was sich in erster Linie auf die Bebauung des Bodens, das heißt die Landwirtschaft bezog. Erhalten hat sich das noch im modernen Ausdruck „Agrikultur“.

Ackerbau und Viehzucht betreiben die Menschen bekanntlich nicht erst seit wenigen Jahrzehnten. Der Bedarf an Getreide, Fleisch oder Milch ist alles andere als neu. Der Einfluss der Menschen auf Natur und Landschaft ist so alt wie die Menschheit selbst. Bereits gegen Ende des viel zitierten „finsternen Mittelalters“ sahen viele Wälder gar nicht mehr so „finster“ aus. Gerade der Wald war im vorindustriellen Zeitalter umfangreichen Beanspruchungen ausgesetzt, so vielen, dass er daran nicht selten zugrunde ging. Dort wo vorher Wald war, entstanden offene, baumarme Heiden. Die Menschen mussten sich den von ihnen selbst verursachten Umweltveränderungen immer wieder mühsam anpassen.



Wie man aus diesem ökologischen Dilemma herausfand, welche neuen Wege man in den letzten beiden Jahrhunderten beschritt und zu welchen neuen Problemen dies führte – auch das wird man bei der Zeitreise durch die Dingener Heide erfahren.





Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Platz für eine gute Idee oder:

Warum gerade die „Dingdener Heide“?

Gute Ideen brauchen Raum - Raum für Kreativität und Fantasie. Manche Ideen brauchen außerdem einen Standort. Das hier vorgestellte Projekt führt ihn schon im Namen - eben „Dingdener Heide“. Doch, so könnte man fragen, warum gerade hier? Was macht ausgerechnet jenen Landstrich zwischen Bocholt und Wesel so geeignet für das geplante Vorhaben?

Die Dingdener Heide ist eine alte, gewachsene Kulturlandschaft, geprägt durch Jahrhunderte bäuerlicher Landnutzung. Eschfluren, Bleicherden und andere Bodenspuren, alte Wegesysteme, Grenzwälle und Flurnamen geben uns Hinweise auf die Geschichte dieser Landschaft.

Es gibt zahlreiche Fragen, die man an eine solche Landschaft richten kann. Manche lassen sich durch die Feldforschung vor Ort beantworten. Doch vieles bleibt dabei offen: Was dachten die Menschen, die hier früher lebten? Wem gehörte das Land? Wie war die Nutzung organisiert? Wie beeinflussten die Menschen die Landschaft und wie die Landschaft das Leben der Menschen?



Wem gehörte das Land?

Was dachten die Menschen,
die hier früher lebten?

Hier können Archive mit ihren Urkunden und Akten Licht ins Dunkel bringen. Erfreulicherweise lässt uns die Dingdener Heide auch dabei nicht im Stich. Im Rahmen des Projekts wurden bereits mehrere Studien angefertigt, um das vorhandene Archivmaterial auszuwerten. Die vorliegende Broschüre kann davon nur einige knappe Eindrücke vermitteln.

Wie war die
Nutzung organisiert?

Heide

Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft

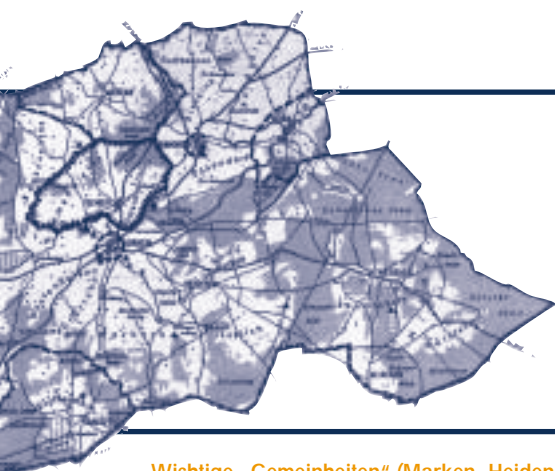


Ein Grenzfall

Nordrhein-Westfalen gehört zu den so genannten „Bindestrich-Bundesländern“. Der Doppelname weist auf zwei Landesteile mit eigener Geschichte und Tradition hin. Das Projekt „Dingdener Heide“ verdient auch unter diesem Gesichtspunkt Beachtung, denn es führt uns an einen der Schnittpunkte rheinisch-westfälischer Geschichte. Bei Dingden stoßen heutzutage die Kreise Wesel und Borken und damit die Regierungsbezirke Düsseldorf und Münster aufeinander. Auch scheiden sich hier die Bezirke der Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen, die auf ehemalige preußische Provinzen zurückgehen. Wer will, kann die Geschichte Dingdens als „Grenzort“ sogar bis in die Zeit Karls des Großen zurückverfolgen, dem Frankenkönig, der im Jahr 779 bei Bocholt die Sachsen in die Flucht schlug. Dingden selbst wurde damals zwar namentlich noch nicht erwähnt. Eine frühmittelalterliche Siedlung ist aber im Bereich der Bauerschaft Lankern archäologisch nachgewiesen. Damals lag diese Siedlung ebenso wie Bocholt an der Außengrenze des fränki-

schen Reiches, an einem Übergangspunkt in den sächsisch-westfälischen Raum. Die Dingdener Heide ist also nicht nur eine „geschichtsträchtige“ Landschaft, sondern auch ein zutiefst rheinisch-westfälischer „Grenzfall“.

Heutzutage stellen wir uns Grenzen eigentlich immer als exakte Linien zwischen genau umschriebenen Gebieten vor. Auch wenn diese Linien im Alltag ganz unmerklich überschritten werden können - wie etwa Gemeinde- oder Kreisgrenzen -, so wissen wir doch, dass sie existieren und auf Karten eingetragen sind. Geht man allerdings tiefer in die Geschichte zurück, so kommt man mit den modernen Vorstellungen nicht weiter. Solange Höfe und Dörfer noch wie Inseln inmitten eines waldreichen, unbewohnten Landes lagen, solange erschienen exakte Grenzlinien nicht allzu dringlich. Grenze – das war einfach der weite, menschenleere Raum, der einen vom Nachbarn trennte. Der für unser Thema so wichtige Begriff „Mark“ (das gemeinschaftlich genutzte Land) dürfte hier seinen Ursprung haben. Wie das lateinische *margo*, kann man auch Mark vielleicht am besten mit „Saum“ oder „Rand“ übersetzen. Wir sagen ja heute noch „marginal“, wenn sich etwas „am Rande“ befindet.



Wichtige „Gemeinheiten“ (Marken, Heiden, Venne) im Raum Borken um 1800



Preußischer Grenzpfahl, 1804

Noch das ganze Mittelalter hindurch spielte die Vorstellung linearer Grenzen kaum eine Rolle. Das Bedürfnis nach präzisen Abgrenzungen entwickelte sich in der Regel erst, als ungenutztes Land knapp wurde und Streitigkeiten entstanden. Und so stellt man sich die Entstehung genauer Grenzen am besten nicht als einmaligen Akt, sondern als Prozess vor.

Durch die Erweiterung der Siedlungen wurde der Raum dazwischen, die Marken, naturgemäß immer kleiner. Sie verschwanden aber keineswegs ganz, sondern bildeten als gemeinschaftlich genutztes, nicht privates Land ein Erbe, das die mittelalterliche und frühneuzeitliche Landwirtschaft entscheidend geprägt hat. In den „Gemeinheiten“ deckte man seinen Holzbedarf, gewann man Dünger oder trieb das Vieh auf die Weide.

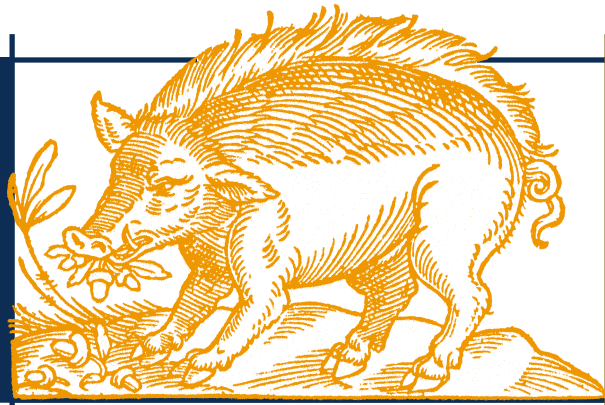
Als deutet es für uns etwas kurios klingender Name schon an: Die „Gemeinheiten“ waren ein schier unerschöpflicher Quell alltäglicher Konflikte. Besonders brisant wurde es, wenn die Territorialpolitik mit ins Spiel kam. Genau das war im Raum Dingden der Fall, wo sich am Ausgang des Mittelalters allmählich die Grenze zwischen dem Fürstbistum Münster und dem Herzogtum Kleve verfestigte. Dingden und Rhede fielen dabei an Münster, wurden „münsterländisch“. Brünen gelangte nach vielem Hin und Her an Kleve, obschon es zumindest kirchlich immer zum Bistum

Münster gehört hatte. Erst im 16. Jahrhundert wurden endgültige Regelungen über den Grenzverlauf getroffen. Nimmt man die alten Dokumente zur Hand, so stellt man fest, dass es darin keineswegs nur um hohe Politik und spitzfindige juristische Klauseln ging. Es finden sich auch viele Bestimmungen über die Nutzung der Weidegründe, über das Stechen von Grassoden und das Lesen von Holz - Dinge, die das alltägliche Leben der Menschen unmittelbar berührten, und die noch leichter zum Streit führten, wenn altes Markenland von einer Territorialgrenze durchschnitten wurde.

Jahrhundertlang ist Dingden als münsterländisches Dorf politisch ein Teil Westfalens geblieben. Noch vor drei Jahrzehnten gehörte es zum westfälischen Kreis Borken. Erst die kommunalen Neugliederungen der 70er Jahre brachten den Zusammenschluss mit dem fünf Kilometer entfernten Hamminkeln und damit die Eingliederung in den Kreis Wesel und den Regierungsbezirk Düsseldorf. Die Nordgrenze der neuen „Stadt Hamminkeln“ ist die Grenze der alten Gemeinde Dingden mit ihren Bauerschaften Berg, Dorf und Lankern. Dingdens lange westfälische Geschichte hat dadurch, wenn man so will, in jüngster Zeit eine rheinische Fortsetzung erfahren.

Heide

Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Erste Zeitzone (1320 - 1540)

Waldmarken des Mittelalters

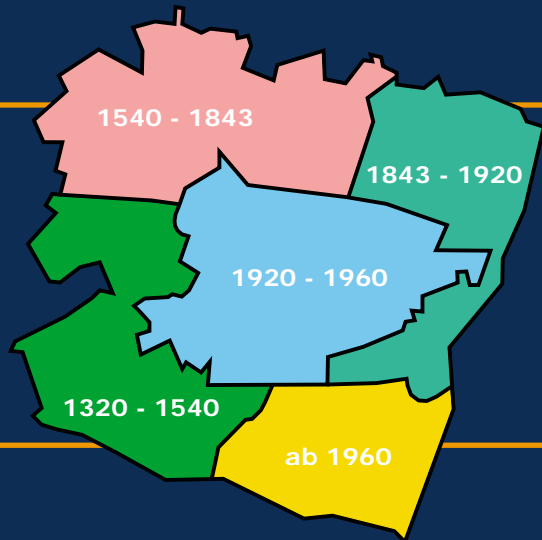
Die erste Etappe unserer Zeitreise durch die Geschichte der Dingdener Heide führt uns in das späte Mittelalter. Der Sieg Karls des Großen über die Sachsen 779 bei Bocholt liegt schon lange zurück - mehr als ein halbes Jahrtausend. Große Veränderungen sind seitdem über die Landschaft hinweggegangen. Ein erheblicher Teil des Waldes wurde bereits gerodet und urbar gemacht. Die Landnahme erreichte um 1320 ihren Höhepunkt. In der unmittelbaren Nähe Dingdens wurde noch 1329 das Ringenberger Bruch, ein zuvor unbesiedeltes Feuchtgebiet, entwässert und in Kulturland verwandelt. Die Bevölkerungszahlen hatten stark zugenommen, und seit Ende des 12. Jahrhunderts entstand ein Städtensetz, das den rheinisch-westfälischen Raum noch bis heute prägt.

Während Bocholt sich im 13. Jahrhundert ebenfalls zur Stadt wandelte, blieb Dingden ein Dorf. Einschließlich der Bauerschaften gab es hier um das Jahr 1500, also am Ende des Mittelalters, rund einhundert Haushalte und damit wohl kaum mehr als fünfhundert Einwohner. Dreihundert Jahre später, am Ausgang der frühen Neuzeit, hatte sich die Zahl allenfalls verdreifacht. Im ganzen Amt Bocholt lebten Ende des 18. Jahrhunderts nur etwa 12.000 Menschen. Heute hat allein die Stadt Bocholt rund 70.000 Einwohner. Es ist klar, dass wir die Vergangenheit nicht an modernen Maßstäben messen können. Entscheidend für unser Thema ist nicht die Bevölkerungsanzahl allein, sondern die Art des Wirtschaftens.



Das Konzept der Zeitzonen

Ein Teilbereich der Dingdener Heide soll in fünf verschiedene Zeitzonen unterteilt werden. In jeder dieser Zonen sollen Landschaftsbild und Landnutzung der jeweiligen Epoche möglichst anschaulich rekonstruiert werden. Bei einem Rundgang durch die unterschiedlichen Zeitzonen kann man erleben, wie sich die Landschaft der Dingdener Heide vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart verändert hat.



Das mittelalterliche Agrarwesen unterschied sich vom modernen nicht nur durch eine weit geringere Effizienz. Grundlegend anders war auch das Verhältnis zwischen Land- und Waldwirtschaft. Darin liegt eine der entscheidenden Ursachen für den Landschaftswandel.

In den Forsten geht es heutzutage vor allem um die Holzherzeugung. Im Extremfall gleicht ein „Wald“ da schon einmal einer überdimensionalen Baumschule. Bäume einer Altersklasse stehen dicht an dicht und scheinen nur darauf zu warten, abgeholzt zu werden. Ganz anders der mittelalterliche „Nährwald“, der aufs Engste mit der Landwirtschaft verflochten war. Die Produktion vieler Agrargüter wäre ohne ihn nicht möglich gewesen. Im Wald gewann man Dünger, indem man vom Boden flache „Plaggen“ abstach und mit Jauche vermischt auf die Felder aufbrachte. Zudem streifte beziehungsweise rupfte man das Laub von den Bäumen, um es dem Winterfutter des Viehs als so genanntes „Laubheu“ beizugeben. Oder man trieb die Tiere direkt in den Wald, der damit zur Weide, zum Hudewald wurde, insbesondere für Kühe, manchmal auch für Schafe. Auch die Schweinemast fand im Wald statt, wo sich das Borstenvieh im Herbst zur Mastzeit mit Eicheln oder Bucheckern dick fraß und auf der Suche nach Würmern, Larven und Wurzeln mit seinem Rüssel den Boden umpflügte. „Vollmast“ tragen die Bäume aber nur im Abstand von etlichen Jahren. Im Mittelalter kam es daher zu so genannten „Mastverpachtungen“ – Schweineherden wurden über teilweise

große Entfernungen dahin getrieben, wo es gerade große Mengen an Eicheln gab.

Nutzung hinterlässt Spuren. Da die Waldnutzung im Mittelalter anders war als heute, sahen die Wälder auch anders aus. Vielerorts dominierte Niederwald. Das sind Baumbestände, die sich im Gegensatz zum heute vorherrschenden Hochwald nicht durch Sämlinge, sondern durch „Stockausschläge“ verjüngen. Zu diesem Zweck müssen die Stämme regelmäßig in einer gewissen Höhe über dem Erdboden gekappt werden. Brennholz lässt sich im Niederwaldbetrieb wesentlich besser ernten als im Hochwald. Zugleich erhält man ausreichende Mengen an Eichenrinde (der „Lohe“), aus der man Gerbstoffe für die Lederherzeugung gewinnen kann. Zusätzlich lieferte der Niederwald Flechtruten für Zäune, Fachwerk und vieles andere mehr.

Die erste Zeitzone des Projekts „Dingdener Heide“ will den Besucher mit dem Bild einer mittelalterlichen Waldmark vertraut machen. Es handelt sich um ein Übergangsstadium, in dem naturnahe Laubwälder schon selten geworden sind. Stellenweise breiten sich bereits Buschwerk oder sogar Zwergstrauchheiden aus, die auf die künftige Landschaftsentwicklung vorausweisen. Laubwald in Form des vorher beschriebenen Nieder- und Hudewaldes herrscht vor. Zum Gesamtbild dieser Zeitzone gehören auch bereits einzelne Grünlandparzellen in den Bachniederungen, Ackerformen wie die so genannten Eschfluren (deren Boden durch ständige Plaggenzufuhr deutlich aufgewölbt ist) und natürlich verstreut liegende Höfe.



Hölzernes Recht

Der Name Dingden hängt mit dem germanischen Wort „thing“ zusammen, das aussieht wie das englische Wort für „Sache“ und auch etwas Ähnliches bedeutet. Im engeren Sinne ist unter „thing“ oder „ding“ eine Gerichtsangelegenheit zu verstehen. Es scheint, dass Dingden seinen Namen einem in der Nähe gelegenen Gerichtsplatz verdankt.

Die mittelalterliche Gerichtsbarkeit stellt man sich gern als eine äußerst rätselhafte, dunkelraunende Geheimveranstaltung vor. Aber obwohl es „tinge“ in den unterschiedlichsten Formen und zu den unterschiedlichsten Zwecken gab, gehörte die Verbreitung von Schauerromantik durchaus nicht zu ihren Aufgaben. Selbst die berühmte Feme wird ihrem Ruf bei näherem Hinsehen nur sehr bedingt gerecht. Wie es der Alltag mit sich bringt, wurden vor mittelalterlichen Gerichten zumeist höchst unspektakuläre Streitereien verhandelt - auch vor den so genannten „holtingen“, den Holzgerichten, die die Nutzung der Marken regelten und „Holzfrevel“ ahndeten. Ihr Name zeigt, dass die mittelalterlichen Marken bewaldet waren. Doch auch in der frühen Neuzeit (16. – 18. Jahrhundert) gab es noch „Holzgerichte“, selbst da, wo Holz allmählich rar wurde.



Viele Markenordnungen kannten durchaus drastische Strafandrohungen, darunter auch körperliche Züchtigungen. Letztere scheinen aber eher selten angewendet worden zu sein. Der Holzrichter war jedenfalls kein Finsterling, der rücksichtslos blutige Willkürurteile fällte. Er sprach die Urteile überhaupt nicht selbst, erfragte sie vielmehr von erfahrenen Mitgliedern der Markgenossenschaft, die daraufhin das Recht „wiesen“. Wo solche Auskünfte schriftlich überliefert sind, nennt man sie „Weistümer“. Die Bestrafung von Bösewichtern spielt in ihnen keineswegs die Hauptrolle. Viel wichtiger war es, die Erinnerung an überlieferte Bräuche und Regeln wach zu halten.

Ein Hort bäuerlicher Autonomie waren die Markgenossenschaften nicht. Die Grundherren hatten immer entscheidenden Einfluss. Die Holzrichterwürde stand in der Regel einem Adligen zu, der ein Gut besaß, mit dem sie erblich verbunden war. Die praktische Ausübung des Amtes blieb hingegen nicht selten einem Stellvertreter überlassen. Weitaus interessanter waren für den Inhaber der Holzrichterwürde die damit verbundenen Einkünfte. Ihm fiel nämlich ein Großteil der „Brüchten“ zu, jener Strafgeelder, die fällig wurden, wenn jemand etwas gegen die Markenordnung „verbrochen“ hatte.

Die Dingdener Heide gehörte im Mittelalter zur großen Mussumer Mark. Hier wurde der Holzrichter von den Grundherren gewählt, ein seltenes, aber nicht außergewöhnliches Verfahren. In der frühen Neuzeit geriet die Mark immer stärker unter den Einfluss des Landesherrn, des Bischofs von Münster, der dabei auch die Holzgerichtsbarkeit an sich zog. Statt von der Mussumer sprach man im 18. Jahrhundert von der „Huntinge Mark“. Sie erstreckte sich neben Büngern und Dingden über die Bauerschaften Biemenhorst, Mussum, Liedern, Herzebocholt und einen Teil von Lowick. Die LeCoq-Karte aus dem Jahr 1805 (siehe Seite 7) enthält zwar die Bezeichnung „Huntinge Mark“, sie ist hier aber - topographisch ungenau - nur auf ein kleines Gebiet östlich Lankern beschränkt.



Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Zweite Zeitzone (1540 - 1843)

Niedergang und Teilung der Marken

Heide, so weit das Auge blickt, flimmerndes Sonnenlicht über Millionen violetter Blüten. Idyllisch? Die Heide musste erst aufhören, dem alltäglichen Überleben zu dienen, bevor sie sich romantisch verklären ließ.

Riesige, fast baumlose Heideflächen, wie es sie heute noch auf dem Truppenübungsplatz Senne bei Bielefeld gibt, sind keine Schöpfung der Natur. Erst der Mensch und sein Weidevieh schufen durch die Zerstörung des Waldes die Grundlage für die Ausbreitung des Heidekrauts. Dieser Prozess erreichte in der frühen Neuzeit seinen Höhepunkt. Das Wort „Heide“ als Flurbezeichnung ist aber viel älter. Man verstand darunter ursprünglich keine bestimmte Vegetationsform, sondern einfach die nicht ackerbaulich genutzte „Flur“. Gemeint war insbesondere Weidegrund auf sandigem Boden. Das Heidekraut, das in Wirklichkeit gar kein Kraut, sondern ein Zwergstrauch ist, siedelt sich auf solchen Standorten gerne an. Von dort hat es dann seinen Namen übernommen.

Die Zerstörung der Waldmarken wog schwer, denn wo Eicheln und Bucheckern fehlten, blieben die Schweine mager. Auch der Weidegang der Kühe war betroffen. Und vielleicht noch bedrohlicher war die Verknappung des als Winterfutter so wichtigen Laubheus. Je weniger Wald auf den Gemeinheiten stand, desto größer wurde die Bedeutung der Hofgehölze, selbst wenn diese oft nicht allzu stattlich waren: „Eine Eiche, eine Buche, die halb tot ist, ist immer noch fruchtbar in einem Teil des Geästes. Ein Baumstamm, der hohl vor Alter und zum Bauen unbrauchbar ist, nährt immer noch durch sein Außengeäst ein Tier, das Hunger und Gewohnheit auf die Stelle führen, wo dieser Greis trotz aller Schwäche immer noch steht.“ So heißt es in den Erinnerungen des Abbé Baston, der 1792 vor der Französischen Revolution ins Münsterland geflohen war.

Die kargen Heideflächen boten schließlich nur noch Futter für Schafe - und Bienen. Das machte man sich auch im Kirchspiel Dingden zu Nutze. 1660 - in einer Zeit, die noch unter den Folgen des 30-jährigen Krieges litt - gab es hier immerhin 414 Schafe. Ein Jahrhundert später besaßen allein die Bauerschaften Lankern und Büngern zusammen über elfhundert Tiere.



„Nein, Herr Holzgraf! Das ist nicht länger auszuhalten.
Die ganze Mark ist beinahe abgenarbet ...“

Auf Sand bauen ...

Ebenfalls 1660 wurden im Kirchspiel Dingden 23 Bienenvölker gehalten, im 16. Jahrhundert dürften es weit mehr gewesen sein. Die blühenden Heidekräuter boten eine reiche Tracht für Bienen, sodass die Imkerei (Zeidlerei) ein wichtiger Nebenerwerbszweig der Heidewirtschaft war. Honig war vor der Verwendung von Rohr- und Rübenzucker der einzige Süßstoff und das Bienenzwachs ein wichtiger Rohstoff für die Kerzenproduktion.

Schafe und Bienen - also doch ein Idyll? Die Realität der frühen Neuzeit sah anders aus. Nach wie vor setzten die Bauern dem Boden durch Plaggenhieb und Streurechen auf fatale Weise zu. Was nützte es da, dass Markenprotokolle und Holzgerichtsordnungen immer wieder darauf drangen, der Misere durch das Anpflanzen von Eichen- und Buchensetzlingen zu begegnen? Das Übermaß, mit dem Raubbau am Boden und Aufwuchs betrieben wurde, überforderte die Heide auf Dauer ebenso wie den Wald. Und diesmal blieb am Ende nicht einmal mehr Heide - sondern Sand.

„Eine trostlose Gegend! Unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen.“ Das schrieb Annette von Droste-Hülshoff 1842 über den an das ehemalige Herzogtum Kleve grenzenden Teil des Münsterlandes, also exakt über die Gegend, in der Dingden liegt. „Glänzende Sanddünen“ – so die Dichterin – prägten hier das Landschaftsbild.

Glänzende Sanddünen mitten im Binnenland? Tatsächlich haben große Teile der nordrhein-westfälischen Bevölkerung buchstäblich auf Sand gebaut. Die Senne bei Bielefeld wurde schon im Jahre 1001 in einer Urkunde Ottos III. als „Wüste“ bezeichnet, denn ihre Sandböden waren für die Kultivierung extrem ungeeignet. Noch heute gibt es hier offene Dünen, wie übrigens auch in der Lüneburger Südheide, wo man bei Winsen an der Aller eine riesige Wanderdüne bestaunen kann.

Die Dingdener Gemeinheiten galten am Beginn des 19. Jahrhunderts zu fünf Sechsteln als versandet und nur noch zu einem Sechstel als „guter“ Weideboden. Es war vor allem der Plaggenhieb, der den sandigen Untergrund offen gelegt hatte. Den Rest besorgte der Wind. Die häufigen Sandwehen gaben Anlass für bange Zukunftsfragen. Was sollte hier noch wachsen? Und woher sollte künftig das Holz kommen?





Holz sparen?

Holz ins Sparschwein - wäre das Problem so leicht zu lösen gewesen, die Menschen hätten im 18. Jahrhundert wohl weniger Angst vor der „Holznot“ gehabt. Aber ganz so einfach lagen die Dinge nicht, und daher wurde die „Holzsparkunst“ damals genauso heiß diskutiert, wie heutzutage das Energiesparen und die Nutzung regenerativer Energien. Kein Wunder - Holz war in vorindustrieller Zeit der wichtigste Brennstoff überhaupt. Es gab kaum Alternativen, wenn man Räume heizen, Speisen zubereiten oder Produkte wie Glas, Eisen und Salz herstellen wollte. So war Holz längst ein knappes Gut geworden, knapp im Sinne eines vielerorts drohenden Mangels, knapp aber auch im Sinne der Wirtschaftswissenschaftler - als Ware, die nicht frei verfügbar ist, sondern für die die Regeln von Angebot und Nachfrage gelten.

Im 18. Jahrhundert wurde ungeheuer viel übers Holzsparen geschrieben. In den Mittelpunkt rückten dabei vor allem die so genannten „Sparöfen“, sinnreiche Konstruktionen, die bei

geringem Brennholzverbrauch für ausreichende Wärme sorgen sollten. Es gab Ideenwettbewerbe und sogar Preise für besondere Erfindingleistungen, einer davon gestiftet durch niemand Geringeren als den Preußenkönig Friedrich den Großen. Nicht alles, was da so eifrig ausgetüftelt wurde, hatte wirklich praktischen Wert. Auch fehlte es an physikalischem Wissen, um beispielsweise die Regulierung des Luftstroms im geschlossenen Ofen wirklich systematisch untersuchen zu können. Aber die Diskussion um das Thema zog dennoch weite Kreise, und der Begriff „Sparofen“ wurde bei all den wackeren Bemühungen allmählich zum geflügelten Wort. Schriftsteller verwendeten den Ausdruck gern mit spöttischem Unterton. „Ihr habt eine Zirkulation im Leibe wie ein Sparofen“, ließ Clemens Brentano 1801 die Hauptperson seines Lustspiels „Ponce de Leon“ zu einem Dialogpartner sagen, der sich einer verdoppelten „Gefühlszirkulation“ rühmt. Wir wollen nicht gerade behaupten, dem Dichter sei die sarkastische Parallele zwischen Gefühls- und Luftzirkulation in den Sinn gekommen, als er selbst vor einem Sparofen saß. Und schon gar nicht wollen wir unterstellen, dass in diesem Ofen ein Stück Holz aus der Dingdener Heide gebrannt habe. Aber darauf hinweisen, dass Brentano Freunde in Bocholt hatte, die er mehrfach besuchte, können wir schon. Und da lag Dingden ja gewissermaßen vor der Haustür.





Ganz in der Nähe von Bocholt und somit ebenfalls nur wenige Kilometer von Dingden entfernt wurde um 1730 die Eisenhütte in Liedern gegründet. Man verarbeitete hier das so genannte „Raseneisenerz“, das in der Nähe abgebaut wurde. Die Frage der Eisenproduktion ist für uns von besonderem Interesse, denn wir haben es dabei mit dem klassischen Fall eines „Holz fressenden“ Gewerbes zu tun. Sicher war die Eisenhütte in Liedern nur ein kleineres Unternehmen. Dennoch: Durch die Existenz der Hütte erhielt

„der Bauer Gelegenheit, sein Holz, das er zu Kohlen brennt, derselben zu liefern“ - und dafür das Anderthalbfache des üblichen Preises zu erzielen. So lautete eine Auskunft des Bocholter Amtsrentmeisters vom Ende des 18. Jahrhunderts. Sie enthält den schlagenden Beleg dafür, dass auch in unserem Raum die Bauern daran interessiert waren, Holz an ein nahes Gewerbeunternehmen zu verkaufen, ähnlich wie dies etwa bei den westfälischen Salinen am Hellweg - Werl, Sassendorf und anderswo - schon viel früher zu beobachten ist.

„Sparöfen“:
Kugelförmige Konstruktionen spielten in der Sparofenliteratur eine wichtige Rolle. Nicht alle Entwürfe waren allerdings so prachtvoll wie dieser, der unter Beteiligung von J. W. v. Goethe entstanden ist.





Von der Eisenhütte in Liedern ist außer einem Straßennamen nichts übrig geblieben.

Dingdens Grenzlage hat für den Holzhandel eine wichtige Rolle gespielt. Schon seit dem 16. Jahrhundert ist der landesherrliche Holzzoll in Brünen, Dingden und Lankern dokumentiert, der dem Fürstbischof die finanzielle Beteiligung an „dem durch und auß dem ambt Bocholt ausserhalb lands“ geführten Holz sicherte. Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert hatte der Dingdener Vogt Harcking - ein Vogt ist ein Kirchspielsbeamter - den Holzzoll gepachtet. Es handelte sich hierbei gewissermaßen um die Privatisierung einer öffentlichen Aufgabe, um eine frühneuzeitliche Form des „Outsourcing“, wenn man so will.

1732 ging die Pachtung an den Vogt von Rhede über. Zu diesem Zeitpunkt brach ein Streit über die Zollpflichtigkeit des Brennholzes aus. Er lässt erkennen, dass sich die Behörden des Fürstbistums verstärkt mit der Frage befassten, ob durch die Holzausfuhr nicht das Gemeinwohl des Amtes Bocholt in Gefahr geriete, in dem - so die fürstbischöfliche Hofkammer - nur wenig Gehölz „obhanden“ (das heißt vorhanden) sei. Viele

Einwohner hielten aber gar nichts von neuen Abgaben, und sie wurden dabei von der Münsterschen Regierung unterstützt. Insbesondere Eingesessene des Kirchspiels Dingden hatten sich wegen der Brennholzausfuhr bereits in Streitigkeiten mit dem Zollpächter verwickelt. Ihnen war daran gelegen, ihre Ware weiterhin möglichst ungehindert verkaufen zu können, von der ein Teil ohne Zweifel ins „ausländische“ Wesel ging. Jede neue Zolltaxe konnte da nur störend sein.

All diese Aspekte sind typisch für die zwei Seiten der „Holznot“: Knappheit schürte einerseits die Angst vor echtem Mangel. Doch schuf sie auch Verdienstmöglichkeiten - zumindest für diejenigen, die in der Lage waren, davon zu profitieren. Gerade für die Ärmsten galt das nicht, zumindest nicht, solange sie sich strikt an Markenprotokolle und Holzordnungen hielten und nur die geringen Mengen auflasen, die ihnen zugestanden wurden. Das war aus existenziellen Gründen oft zu wenig, und so standen die armen Leute - auch im Raum Dingden - häufig unter dem Generalverdacht, Holzdiebe zu sein. Der ironische Vorschlag des Universalgelehrten Georg Christoph Lichtenberg, zur Behebung des Brennstoffmangels solle man statt des Holzes lieber gleich die zahllosen Sparofen-Bücher verfeuern, wäre ihnen kaum ein Trost gewesen.

Recess

über die Teilung der Dingdener Mark.

Vorfandult zu Wesel und Dingden am
4^{ten}, 5^{ten}, 6^{ten} und 7^{ten} April 1843.

Aufbruch in eine neue Zeit

Das Vierteljahrhundert zwischen 1789 und 1815 stand im Zeichen der Französischen Revolution, der Feldzüge Napoleons und des Wiener Kongresses. Es war eine Zeit tiefer Einschnitte. In Deutschland verschwand im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die noch aus dem Mittelalter herrührende Reichsverfassung. Die geistlichen Territorien wurden aufgehoben, darunter das Fürstbistum Münster. Weite Teile Westfalens und des Rheinlands kamen 1815 endgültig unter die Herrschaft Preußens. Die Grenze, an der Dingden nun schon seit Jahrhunderten lag, wurde damit zur Grenze zwischen zwei preußischen Provinzen.

Auch die Landbevölkerung erlebte den Aufbruch in eine neue Epoche. Die so genannte Bauernbefreiung, das Ende von Leibeigenschaft und Hörigkeit, war für zahllose Menschen von weit größerer Bedeutung als der Streit um Kronen und Staaten. Die Veränderungen betrafen aber nicht nur die Rechtstellung von Personen, sondern auch den Boden. Mit einer jahrhundertealten Tradition brechend, nahm man nun endlich die schon seit langem diskutierte Teilung der Gemeinheiten in Angriff. Indem man das Markenland parzellenweise in den Privatbesitz der Berechtigten überführte, hoffte man auf neue Impulse für die Bodenkultur.

Bereits 1810 hatte eine erste Vermessung der Dingdener Gemeinheiten eine Fläche von knapp 1.500 Hektar ergeben: „Im ganzen werden diese Gründe die Dingdener Heide genannt.“ Nach der endgültigen preußischen Inbesitznahme nahm man sich der Teilungspläne erneut an. Zahlreiche Detailprobleme erschwerten aber gerade im Raum Dingden - Büngern eine rasche Umsetzung. Die Teilung (Privatisierung) der rund 1.200 preußische Morgen, sprich: 310 Hektar großen Büngerner Heide konnte erst 1835 abgeschlossen werden. In Dingden musste man weitere acht Jahre warten. Hier wurden 1843 schließlich 1.283 Hektar unter 243 „Interessierten“ aufgeteilt. Letzteres ist keine Kopfbzahl, denn häufig nahmen mehrere Personen gleichzeitig eine Markenberechtigung wahr. Es war ein langwieriger und schwieriger Prozess, der sich da vollzog. Ungeteilt blieb noch bis 1888 das Dingdener Venn mit einer Größe von weit über 200 Hektar.



Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Dritte Zeitzone (1843 - 1920)

Heidekultivierung und Waldbau

Die Veränderung der Besitzverhältnisse allein konnte die Wunden nicht heilen, die man dem Boden geschlagen hatte. Der drohenden Verödung musste durch neue Bepflanzung begegnet werden. Da es gleichzeitig galt, die Holzknappheit zu lindern, kam angesichts des sandigen Untergrunds praktisch nur Nadelholz in Frage. Die ersten Versuche mit Nadelholzsäaten hat man in Deutschland bereits im 14. Jahrhundert in den Nürnberger Reichsforsten unternommen. Solange die Landwirtschaft auf die gemeinschaftliche Nutzung der Marken ausgerichtet war, gab es aber nur ein bedingtes Interesse an solchen Verfahren. Verständlicherweise bauerliche Nährwald war durch Nadelholz nicht zu ersetzen. Wie in vielen anderen Gegenden begann man im Raum Dingden erst im 18. Jahrhundert mit Nadelholz zu experimentieren. Das 19. Jahrhundert leitete dann die endgültige Wende ein. In der Dingdener Heide wurden schon zu Beginn des Jahrhunderts mehrere „Kämpfe“ ausgesondert und mit Kiefern besät. Das geschah nach dem Ende des

Fürstbistums Münster, aber noch vor dem Übergang an Preußen, in einer Zeit, als Dingden von 1803 bis 1810 zum kurzlebigen „Fürstentum Salm“ (mit der Hauptstadt Bocholt) gehörte. Damals kamen neue Namen in die Landschaft, die noch heute existieren. Denn die Waldungen - wie zum Beispiel der Konstantinsforst - wurden nach Mitgliedern des fürstlichen Hauses Salm benannt.

Die Wiederaufforstung mit Hilfe der Kiefer wurde in preußischer Zeit konsequent fortgesetzt. Lange geschah das in der Hoffnung, das Nadelholz könne einer späteren Wiederkehr des Laubwaldes den Weg bereiten. „Die in Kultur gezogenen Haiden sind meist mit Kiefern besetzt, die hoffentlich dem Laubholz den Standort vorbereiten werden“, hieß es noch 1865 in der „Statistik des Regierungs-Bezirks Münster“. Doch als im letzten Drittel des Jahrhunderts der Ruhrbergbau Kiefern als Grubenholz verwendete, wurden deren Anbau und Verkauf immer lohnender. Ausschlaggebend dafür war nicht nur der rasche Wuchs dieser Baumart, sondern auch eine besondere Materialeigenschaft des Kiefernholzes: Kiefernholz „warnt“ - bei Überlastung hört man schon Stunden, bevor die Balken zusammenbrechen, ein deutliches Knistern und Knacken.



Konstantin

„Die Kiefer nimmt bekanntlich mit der schlechtesten
Erdat vorlieb ...“

Entsprechend der guten Absatzmöglichkeiten verbreitete sich die Kiefer rasch - nicht nur in Dingden, aber auch hier. Das Kartenbild vom Ende des 19. Jahrhunderts zeigt, dass sich die Landschaft der Dingdener Heide innerhalb von hundert Jahren völlig verändert hatte. Die noch verbliebenen Heideflächen waren durch einen breiten Gürtel von Kiefernforsten zusammengedrängt worden. Die Tage des Heidekrauts waren nun endgültig gezählt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzten sich neue Düngemethoden durch, die bei der Kultivierung der noch vorhandenen Ödlandflächen genutzt wurden. War es zunächst das aus Peru importierte Guano - Seevogelxkreme - , das als natürlicher Mineraldünger diente, kamen bald auch Kunstdünger zum Einsatz.

Heide

Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Vierte Zeitzone (1920 - 1960)

Die Blütezeit der „Grünlandbewegung“

Ein Schlager versichert, die Heide sei grün. Jeder Golfplatz ist allerdings weitaus grüner. So sehr das Wort „grün“ in den letzten Jahrzehnten auch für Umweltbewusstsein und Ökologie vereinnahmt worden sein mag, so selten führt uns der Weg wirklich in die unverfälschte Natur, wenn wir uns symbolträchtig „auf ins Grüne“ machen. Dass man die Sache auch ganz nüchtern sehen kann, beweist hingegen die Agrarwirtschaft. Da versteht man unter „Grünland“ schlicht Wiesen und Weiden als Gegensatz zum Ackerland.

Grünlandwirtschaft ist eng verknüpft mit der Viehhaltung. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg setzte sich die so genannte „Grünlandbewegung“ für eine Ausweitung der Viehwirtschaft ein und reagierte damit auf die verstärkte Nachfrage nach Fleisch- und Milchprodukten. Auch die Dingdener Heide war von dieser Entwicklung betroffen. Viehweiden und Heuwiesen nahmen immer mehr Raum ein. Das galt ebenso für Büngern, wo der Grünlandanteil zwischen 1913 und 1936 von 275 Hektar auf rund 523 Hektar anstieg.

Die Grünlandwirtschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war noch weit entfernt von den Veredelungsbetrieben und der Massentierhaltung späterer Jahrzehnte. Wie eine Weidelandschaft damals aussah, das kann man sehr gut am heutigen Naturschutzgebiet „Büngernsche und Dingdener Heide“ erkennen. Dort gibt es wieder einen hohen Grünlandanteil, der dem historischen Land-





Flächenbrand

schaftsbild recht nahe kommt. Das Gelände, ein wichtiges Feuchtwiesengebiet und Vogelreservat, spielt daher für die vierte Zeitzone des Projekts „Dingdener Heide“ eine besondere Rolle. Wer die Wege entlangwandert, der wird sehr bald merken, wie sehr die vielen Weidezäune das Bild dieser Landschaft prägen.

Kleinere und größere Tümpel, so genannte „Blänken“, sind in den Wiesen und Weiden nicht nur ein Blickfang, sondern sie haben auch eine große Bedeutung für die Vogelwelt.

Eine vor einigen Jahren errichtete Beobachtungskanzel gibt Besuchern Gelegenheit, den Blick in Ruhe schweifen zu lassen. Mit etwas Glück fällt er auf den Großen Brachvogel, den „Charaktervogel“ der Dingdener Heide, vielleicht auch auf eine der vielen anderen seltenen Vogelarten wie die Uferschnepfe oder den Kiebitz, die hier rasten, brüten und ihre Jungen großziehen.

Im Jahr 1921 vernichtete ein Großbrand in der Dingdener Heide etwa 40 Hektar Kiefernwald. Das war bei weitem nicht der gesamte Waldbestand, bedeutete aber doch einen Wendepunkt, der stark zur Ausweitung der Grünlandwirtschaft beigetragen hat. Fast scheint es, als wolle uns die Dingdener Heide mit diesem Ereignis darauf aufmerksam machen, dass Geschichte nicht nur aus jenen allmählichen Entwicklungen besteht, wie wir sie bislang geschildert haben. Zu einem vollständigen Bild der Vergangenheit gehören ebenso auch Katastrophen und plötzliche, krisenhafte Zuspitzungen.

Auch die größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts, der Zweite Weltkrieg, ging nicht spurlos an der Dingdener Heide vorbei. In der Nacht vom 8. zum 9. Juni 1942 brachen im Konstantinsforst und im Leopoldskamp durch Brandbomben der Alliierten verursachte Feuer aus. 1944 wurde über der Heide ein englisches Flugzeug abgeschossen. Die deutsche Kriegsführung versuchte sogar, die Angriffe der Alliierten mit Flugzeugattrappen eines „Scheinflugplatzes“ absichtlich auf dieses Gebiet zu lenken, was aber offenbar kaum gelang.



Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Fünfte Zeitzone (1960 bis heute)

Landwirtschaft im Zeitalter des europäischen Agrarmarktes

Um 1960 hielt eine neue Zeit Einzug, in Form einer Landwirtschaft, die ihre Effizienz durch PS-starke Maschinen, synthetische Düngemittel und chemischen Pflanzenschutz in unerhörter Weise zu steigern vermochte. Gleichzeitig erhielt das Agrarwesen durch die 1957 gegründete EWG (heute EU) auch insgesamt neue Rahmenbedingungen.

Kaum etwas könnte den tiefen Graben, der uns von früheren Zeiten trennt, besser deutlich machen als das Schlagwort von der „Überproduktion“. Wo es über Jahrhunderte hinweg darauf angekommen war, dem Boden das Lebensnotwendige abzurufen, wurden nun Getreide, Fleisch und Milch in riesigen Mengen produziert. Immer weniger Bauern konnten immer mehr Menschen versorgen und sogar Überschüsse produzieren. Ein bis heute anhaltendes Höfesterben war die Folge. Verkehrte Welt: Waren dem Boden früher einmal schwere Schäden zugefügt worden, weil man mit unheilvollen Methoden wie dem Plaggenhieb um die knappen Erträge gerungen hatte,

so drohten und drohen nun durch die allzu intensive Bewirtschaftung ganz neue Gefahren: Nitrat und Pestizide im Grundwasser und in Lebensmitteln, Verlust der Artenvielfalt und der landschaftlichen Reize.

Weiterhin blieb die Viehzucht im Raum Dingden von hoher Bedeutung. Die traditionelle Grünlandwirtschaft reichte für die spezialisierten Veredelungsbetriebe aber nicht mehr aus. Man brauchte energiereiche Futtermittel für die Massentierhaltung und musste mit riesigen Mengen von Gülle fertig werden.

Um zusätzliche Flächen für Futteranbau und Gülle zu gewinnen, wurde - vor allem seit den 1970er Jahren - immer mehr Grünland umgebrochen und mit Mais bestellt. Dieser Trend hält bis in die Gegenwart an. Heute bestehen knapp 40% der Dingdener Heide aus Ackerland, 30% aus Grünland (meist Viehweiden) und 30% aus Wald (überwiegend Kiefernforste). Von den riesigen Heideflächen, die noch Anfang des 19. Jahrhunderts das Landschaftsbild beherrschten, ist bis auf winzige Reste so gut wie nichts mehr übrig geblieben.



Natürlich Natur?

Wir sind zurück in der Gegenwart und damit am Ende unserer Zeitreise durch die Geschichte der Dingdener Heide. Wir haben gesehen, wie sich das Bild dieser Landschaft im Laufe der Jahrhunderte immer wieder von Grund auf gewandelt hat, wie Wald zu Heide, Heide zu Wald, Grünland zu Acker wurden. Wir haben auch gesehen, wie sich ökologische, wirtschaftliche, soziale und politische Prozesse dabei beeinflusst und bedingt haben.

Vieles, was heute so aussieht, als sei es „wilde“, „unberührte“ Natur, Natur wie sie von sich aus ist, ist in Wirklichkeit das Erbe unserer Väter, Großmütter und Urgroßeltern. Ob Wiesen oder Wälder - fast überall hat der Mensch seine Hand im Spiel. Unser Naturbegriff, unsere landläufige Vorstellung von Natur, wird durch scheinbar gegensätzliche Begriffspaare geprägt: Natur und Technik, Natur und Zivilisation, Natur und Kunst, Natur und Kultur. Doch wir selbst sind ein Teil der Natur und für die von uns geschaffene Kultur ist sie die Grundlage. Nichts geschieht außerhalb der Natur oder gegen ihre Spielregeln. Gerade heute, im Zeitalter von Ozonloch und Treibhauseffekt, wo das Naturverhältnis des Menschen so verhängnisvolle Folgen zeitigt, lohnt es sich, über die Beziehung von Natur und Kultur kritisch nachzudenken.

Die Geschichte von Wissenschaft und Technik zeigt, dass uns das wahre Gesicht der Natur immer verborgen bleiben wird. Deshalb müssen wir zu der selbstkritischen Einsicht kommen, dass keine Generation, selbst bei aller Umsicht und Sorgfalt, im Umgang mit der Natur frei von Fehlern und Irrtümern bleiben kann.

Was zu einer bestimmten Zeit als technischer Fortschritt gegolten und so ausgesehen hatte, als würde es den Menschen nutzen, machte den folgenden Generationen oft große Probleme. Das war so und wird immer so sein. Wir werden aber auch zugeben müssen, dass die Menschen früher manchmal viel klüger waren als wir es heute sind. Wir sollten versuchen, vom guten oder schlechten Vorbild unserer Vorfahren zu lernen, aber wir werden uns damit abfinden müssen, dass wir uns unserer Sache nie sicher sein können.



Dingdener Heide –
Geschichte einer Kulturlandschaft



Ein neuer Gesellschaftsvertrag für den Schutz der Kulturlandschaft

Das Projekt „Dingdener Heide - Geschichte einer Kulturlandschaft“ will einen neuen Weg der Zusammenarbeit zwischen Bürgern, Vereinen und Behörden beschreiten. Die Liste der Beteiligten ist beeindruckend: der NABU Naturschutzbund Landesverband NRW, die Nordrhein-Westfalen-Stiftung Naturschutz, Heimat- und Kulturpflege, das Land Nordrhein-Westfalen, vertreten durch das Ministerium für Umwelt und Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, die Stiftung Büngernsche/Dingdener Heide, die Biologische Station im Kreis Wesel, die jeweiligen Gebietskörperschaften und die Vertreter der örtlichen Land- und Forstwirtschaft.

Dieser Zusammenschluss macht deutlich: Die Bewahrung der Kulturlandschaft ist unsere gemeinsame Sache. Dies wird von vielen kleinen und natürlich auch großen Geldspendern unterstützt, die es sich zur Aufgabe machen, dieses ungewöhnliche und sonst nicht realisierbare Projekt zu fördern.

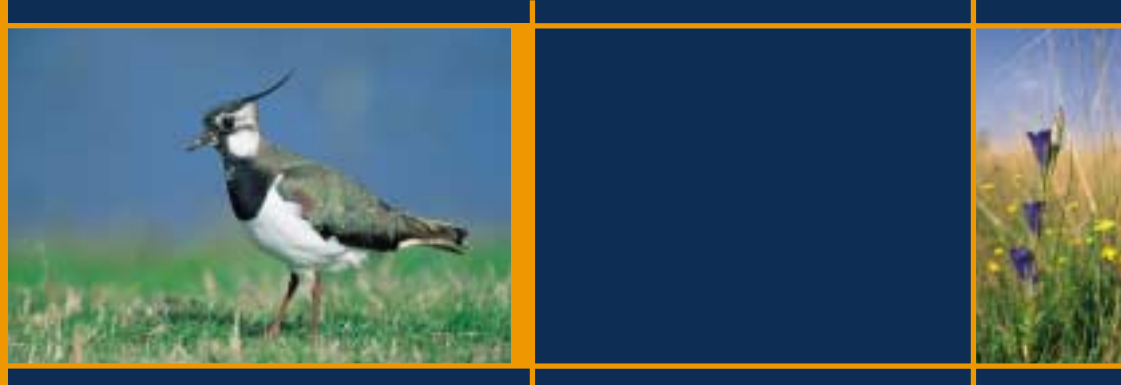
Der neue Ansatz zeigt sich auch an den finanziellen Regelungen, die hier getroffen wurden. Die NRW-Stiftung und das Land NRW geben zusätzlich zu jedem Bürger-Euro den gleichen Betrag hinzu. Gleichzeitig bringt jeder der Partner sein spezielles Know-how ein.

Der NABU Landesverband NRW, die Nordrhein-Westfalen-Stiftung, das Umweltministerium NRW und die Biologische Station im Kreis Wesel erarbeiten in einer örtlich übergreifenden Projektsteuerungsgruppe den fachlichen und rechtlichen Rahmen, den das Projekt zu seiner Verwirklichung braucht. Die praktische Betreuung liegt in den Händen der Biologischen Station im Kreis Wesel.

Der Projektsteuerungsgruppe steht ein erweiterter Projektrat zur Seite, dem Vertreter der örtlichen Land- und Forstwirtschaft, die jeweiligen Gebietskörperschaften sowie alle mit dem Projekt unmittelbar befassten Behörden und Institutionen angehören.

Der NABU Landesverband NRW sichert durch den Aufbau der Projektstiftung Büngernsche/Dingdener Heide die laufenden Projektkosten dauerhaft ab. Bürger und Kommunen tragen insbesondere durch ihr Engagement in dieser Stiftung zum Gelingen des Vorhabens bei, das Projekt wird so in der Region verankert.

Diese Form der intensiven Zusammenarbeit öffentlicher und privater Partner nennt man heute neudeutsch „public-private-partnership“. Das Projekt ist dadurch zukunftsfähig im doppelten Sinne: Erstens im Sinne des Kulturlandschaftsschutzes, da hier auf ungewöhnliche Weise versucht wird, den Menschen das Kultur- und Naturerbe ihrer Heimat bewusst zu machen, und zweitens, weil hier ein Zukunftsmodell für das Miteinander von Staat und Gesellschaft präsentiert wird.



Anfahrt

Sie erreichen die Dingdener Heide mit dem Auto über die A 3, Abfahrt Hamminkeln, dann weiter über die B 473 bis nach Dingden oder von Borken aus über die B 67.

Mit der Bahn fahren Sie auf der Strecke Wesel - Bocholt bis zum Bahnhof Dingden.

www.DingdenerHeide.de

